

Marcel Reich-Ranicki
Aus persönlicher Sicht

Marcel Reich-Ranicki

Aus persönlicher Sicht

Gespräche 1999 bis 2006

Herausgegeben von
Christiane Schmidt

Deutsche Verlags-Anstalt
München

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

Diese Ausgabe wurde auf chlor- und säurefrei gebleichtem,
alterungsbeständigem Papier gedruckt.

1. Auflage

Für diese Zusammenstellung:

Copyright © 2006 by Deutsche Verlags-Anstalt, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Gesetzt aus der Minion Pro

Satz und Layout: Boer Verlagsservice, München

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 10: 3-421-04256-X

ISBN 13: 978-3-421-04256-9

www.dva.de

INHALT

Editorische Vorbemerkung	8
------------------------------------	---

1999

»Ich habe in der Literatur Schutz gesucht«	9
»Der Rest ist Schweigen«	17
»Meine Heimat ist die deutsche Literatur«	21
»Ich habe keinen einzigen Augenblick an Gott geglaubt«	25
»Was ich in diesem Buch geschrieben habe, ist wahr« .	37
»Wir waren zusammen in der Hölle – und im Himmel«	42
»Ich glaube nicht an die Gefahr eines deutschen Rückfalls«	55
»Komödiantentum schmälert kein poetisches Talent« .	60

2000

»All das sind unübersetzbare Werke«	65
»Ich kenne keinen Kritiker, der unfehlbar wäre«	73
»Kritiker sind in der Regel einsame Menschen«	86
»Jeder Autobiograph schont sich selbst«.	96
»Die abermalige Lektüre würde diesen Lesern eine herbe Enttäuschung bereiten«	105
»Das ›Quartett‹ ist eine Wortsendung«	116

2001

»Ein Kritiker muß übertreiben und überspitzen«	119
»Literatur soll Spaß machen«	126
Das »Literarische Quartett« – »unerhört oberflächlich«	143
»Streiten habe ich in meiner Jugend gelernt«	149
Liebhaber der Musik	155

2002

»Literatur ist vor allem ein Spiel«	161
Eine bedauerliche Entscheidung	166
»Ich habe kein Wort zu korrigieren«	168

2003

Der Dichtung eine Gasse	172
Widerstand ohne Hoffnung	175
»Lebenslängliche Urteile gibt es in der Literatur nicht« .	178
»Ich lasse mich nicht beirren«	196
»Ich gebe mir Mühe, nicht langweilig zu sein«	207
»Kein Thema sollte von der Literatur ausgeschlossen werden«	216

2004

Musik ist nicht unpolitisch	226
---------------------------------------	-----

2005

Die Boykottdrohung der israelischen Abgeordneten ist unbegreiflich	231
---	-----

INHALT

»Wozu lesen?«	234
»Ich liebe Friedrich Schiller«	275
»Ich bin bisweilen boshaft«	280
Das Alter und so weiter	290
Der Größte seit Goethe	299
»Sind Sie fertig? Ich habe zu arbeiten«	303
Bücher klauen? Nur gute	312
»Ich lese keine Repräsentanten einer Nation«	315
»Für diese Geste habe ich Brandt persönlich gedankt«	326

2006

»Der Kanon ist eine Art Lebenswerk«	328
»Die meisten Werke der Literatur verschwinden allmählich«	334
»Ich will Bedürfnisse wecken«	341
»Ich glaube an die Zukunft der deutschen Literatur«	357

Anmerkungen	365
Zeittafel 1999 bis 2006	368
Gesprächspartner und Interviewer.	370
Personenregister	371

EDITORISCHE VORBEMERKUNG

Dieser Band zeigt Marcel Reich-Ranicki im Gespräch. Er umfaßt eine Auswahl der in Zeitungen und Zeitschriften gedruckten Interviews und Gespräche aus den Jahren 1999 bis 2006, also vom Erscheinen der Autobiographie »Mein Leben« bis heute.

Die meisten Gespräche dieser Zeit wurden in diesen Band aufgenommen. Weggelassen wurden diejenigen, die schon einmal in Buchform erschienen sind, und Kurzinterviews wie Fragebögen.

Da einige wichtige oder sprechende Episoden natürlich mehrfach, in verschiedenen Gesprächen zur Sprache kamen, wurden hin und wieder Absätze gestrichen. Dabei wurde darauf geachtet, daß kein Aspekt, kein Hinweis verlorengeht. Meist wurden die ersten Erwähnungen belassen. Sobald neue Gedanken hinzukamen oder der Zusammenhang einen neuen Bezug herstellte, wurden Wiederholungen in Kauf genommen. Die Auslassungen wurden durch eine Klammer mit drei Punkten gekennzeichnet.

Einige Titel sind zur besseren Orientierung des Lesers geändert. Zumeist zitieren sie oder beziehen sich unmittelbar auf eine Äußerung aus dem entsprechenden Gespräch. Die Originaltitel sind in den Anmerkungen angegeben.

Der Band wird durch eine Zeittafel, welche die Jahre 1999 bis 2006 tabellarisch erfaßt, eine Auflistung der Gesprächspartner und Interviewer sowie ein Personenregister ergänzt.

1999

»ICH HABE IN DER LITERATUR SCHUTZ GESUCHT«

»Welt am Sonntag«, 15. August 1999
Das Interview führte Dana Horáková.

Warum haben Sie eine Biographie und keinen Roman geschrieben?

Aus einem einzigen Grund: Weil ich es nicht kann. Ich gehöre zu den wenigen Menschen in Deutschland, die der Ansicht sind, dies nicht zu können. Denn an sich schreibt in dieser Nation beinahe jeder einen Roman. Suchen Sie mal unter den deutschen Zahnärzten einen, der bisher keinen Roman geschrieben hat.

War es doch nicht eher die Angst vor den Kritikern, die Sie daran hinderte?

Überhaupt nicht! Ich habe überhaupt keine Angst vor Kritikern, weil ich schon so oft verrissen worden bin (lacht). Und einen Roman hätte man bestimmt verrissen. Vor allem: In meinem Alter ist es zu spät, um mit dem Romanschreiben anzufangen.

Liest man Ihre Beschreibung der Literatur, entsteht der Eindruck, als hätten Sie sie als eine schußsichere Weste eingesetzt, die Sie vor dem Leben – wann immer auch es zu nahe kommt, es weh tun könnte – schützt. Ist es so?

Nein, aber es war eine Zuflucht. Und natürlich kann man sich in einer Zuflucht auch schützen.

Sie schreiben: »Ich paßte nie zu meiner Umgebung.« Aber sind Sie nicht selbst an dieser Außenseiterrolle schuld? Wer stets Literatur zwischen sich und der Wirklichkeit aufstellt, kann nur ein Secondhandleben führen – und so Außenseiter bleiben.

Ich habe in der Literatur Schutz gesucht, weil ich diesen Schutz im Leben nicht gefunden habe. Ich glaube nicht, daß das Buch ein einziges Klagelied ist. Mir ist im Leben soviel Unrecht wieder nicht geschehen. Manchmal war das Leben sehr gnädig und gütig.

Gab es Tiefpunkte oder Ekstasen, in denen das Buch überflüssig wurde? Wo Sie keine Zuflucht wollten?

Nein, die Literatur war immer mit dabei. Und ob sie versagt hat, als wir aus dem Ghetto geflohen sind und irgendwo versuchten zu überleben? Da hat uns die Literatur nicht viel helfen können. Da kann Literatur nicht helfen.

Aber gerade im letzten Kriegsjahr, als ein polnischer Setzer Sie und Ihre Frau versteckte, »bezahlten« Sie die Unterkunft, das Brot und manchmal ein Gläschen Wodka mit Geschichten. Sie erzählten um Ihr Leben, Nacht für Nacht, wie Scheherezade!

Richtig, der Vergleich ist durchaus berechtigt. Aber die Leute, die uns damals gerettet haben, hätten uns gerettet, auch wenn wir ihnen keine Literatur zu bieten gehabt hätten.

Wenn es um die Beschreibung der Wirkung von Büchern geht, werden Sie richtig episch. Aber wenn es um Selbsterlebtes geht – um Ihre Entjungferung, um die Geburt Ihres Sohnes –, verstummen Sie rechtzeitig. Ein literarischer Interruption, der irritiert. Warum?

Darauf gibt es eine Antwort – wir leben in einem freien Land. Es ist das Recht des Autors, über bestimmte Dinge zu schreiben und über andere nicht. Mich langweilt in Autobiographien seit Jahrzehnten beinahe alles, was die Autoren über ihre Kin-

der und Enkelkinder erzählen. Wie intelligent der Fünfjährige war, wie toll die Siebenjährige. Abscheulich ...

... aber Sie gehen in Ihrer – Feigheit oder Verweigerung? – sogar so weit, daß Sie uns nicht wissen lassen wollen, ob Sie überhaupt imstande sind, starke Gefühle zu empfinden. Es gibt zwar häufig ergreifende Begegnungen – egal ob mit einer Frau oder Willy Brandt –, die zu Tränen führen, doch Sie beenden die Szene immer mit dem Satz: »In wessen Augen gab es damals Tränen?«

Ja, ja. Ich kann diesen Einwand verstehen, diesen Wunsch nach mehr Mut, eigene Gefühle zu zeigen. Nein, den Mut habe ich nicht.

Wie reagierte Ihre Frau auf die Stellen, wo Sie Ihre Untreue bekunden?

Was heißt untreu? Sie haben das jetzt so simpel gesagt. Es gibt Andeutungen ... Wissen Sie, wenn sich zwei junge Menschen kennenlernen, die beide genau neunzehn Jahre alt sind, und die sind jetzt beide im achtzigsten Lebensjahr, dann zeigt irgendwann die eine oder die andere Person Interesse an einem anderen Menschen. Ich stand vor der Frage: Soll ich das alles verschweigen? Dann hätte ich mein Leben, in dem die Liebe eine große Rolle gespielt hat, verfälscht und entstellt. Ich war mir völlig im klaren, und meine Frau auch, daß man diese Dinge nicht verschweigen darf.

Sie haben also Ihre Ehe durch Ihre Seitensprünge ...

... Nur meine? (Teofila Reich-Ranicki, die beim Gespräch dabei ist, lächelt und nickt bekennd.)

Dennoch: Gefährdet nicht jeder Seitensprung die Ehe?

Man kann diese Frage nur vom Resultat her beantworten. Und das Resultat kennen Sie. Sie sehen, wir sind achtzig Jahre alt geworden und haben uns nicht getrennt. Nicht für eine Woche, nicht für einen Tag. Wir haben zwar zweimal geheira-

tet. Aber nicht weil wir uns getrennt haben, sondern weil die polnischen Behörden unsere Heiratsurkunde aus dem Ghetto nicht anerkannten.

Was bedeutet Ihnen die Ehe?

Die Antwort wird Sie sehr enttäuschen – eine Notwendigkeit, um durch das Leben durchzukommen. Ich bin kein Mensch, der zum Alleinleben geboren ist.

Wollten Sie tatsächlich – wie's im Buche steht – schon als Kind ein Kritiker und sonst gar nichts werden?

Ja. Ich war unter dem Einfluß eines Mythos in der späten Zeit der Weimarer Republik. Da gab es einen Mythos des Kritikers. In erster Linie Alfred Kerr, über den bei uns zu Hause viel geredet wurde. Mich hat die Wertung der Literatur schon sehr interessiert.

Und als Sie 1958 aus Polen in die Bundesrepublik kamen ...

... wollte ich auch Kritiker werden. Aber es gab nicht viel Kritik. Da wurde meist nur der Inhalt referiert und nur selten ein Urteil gefällt.

Und Sie haben versucht, an die Tradition der Berliner Kritik – Alfred Kerr, Alfred Polgar, Kurt Tucholsky, Walter Benjamin – anzuknüpfen, die hierzulande nicht gerade beliebt war. Erntete sie so wenig Sympathie, weil sie weitgehend von Juden geschrieben wurde?

Das kann sein. Im Dritten Reich war Kritik verboten, weil Goebels immer wieder sagte, sie sei eine jüdische Erfindung, fremd dem deutschen Geist. Er hat das so gesagt, als seien die großen deutschen Kritiker wie Lessing, wie die beiden Schlegels oder Fontane Talmud-Forscher gewesen. Man wollte die Kritik als etwas Jüdisches abstempeln. Aber viele Menschen, die meine Kritiken ablehnten, störte nicht, daß ich Jude bin. Sie waren vielmehr dagegen, daß ich der Literatur wertend begegne.

Die Literatur gibt es letztendlich auch ohne Kritiker. Fühlen Sie sich nie als ein – obwohl pädagogisch wertvoller – Edelparasit?

Nicht im geringsten! Im Gegenteil. Ich glaube, daß ich der Literatur geholfen habe!

Gibt es Bücher, die keine Kritik benötigen?

Ja, ganz schlechte Bücher. Jede Literatur von Rang braucht den Kritiker – der mir zeigen kann, was im Buch enthalten ist, was ich vorher nicht wahrgenommen habe.

Verfolgen Sie die Literaturszene im Internet?

Nein, das habe ich noch nie gesehen.

Hat denn die Literatur in der heutigen Welt der Globalisierung und der Arbeitslosen noch die gleiche Funktion wie vorher?

Nein, ich glaube das nicht. Die Funktion der Literatur hat sich verändert, unter anderem durch das Fernsehen. Viele finden Ablenkung und Unterhaltung – Literatur ist ja zu einem nicht geringen Teil Unterhaltung – im Fernsehen. Also halte ich es für dringend nötig, daß die Schriftsteller und die Filmleute zusammenarbeiten.

Wer aber soll heute noch lesen? Die Arbeitslosen, die zwar die Zeit dazu hätten, aber meistens keinen Zugang finden? Oder die entsprechend gebildeten Gestreßten ohne Zeit?

Man soll niemanden zwingen, Bücher zu lesen. Es ist völlig überflüssig. Wenn Leute nicht wollen, sollten sie nicht. Man soll niemanden zwingen. Man soll jungen Menschen in der Schule zeigen, wie man eine Novelle oder eine Ballade verstehen kann. Aber wenn sie lieber Fußball spielen als Romane lesen, dann soll man es bleibenlassen. Zur Literatur kommt man freiwillig oder gar nicht.

An welchen Eckwerten orientieren Sie sich eigentlich – was sagt Ihnen, was Gut und Böse ist?

Im Leben oder in der Literatur?

Beides.

Die deutsche Klassik. Goethe und Schiller und Lessing und Heine. Mich hat Literatur in hohem Maße geprägt.

Sie wurden aus der KP Polens ausgeschlossen. Stimmt es, daß Sie 1957 – aus Karrieregründen – ein zweites Mal eingetreten sind?

Ich habe, um als Kritiker tätig sein zu können, um die Wiederaufnahme gebeten, was indes nicht erfolgte.

Warum wurden Sie eigentlich Kommunist? Weil das »Kommunistische Manifest« ein – wie Sie schreiben – »wunderbares Stück deutscher Prosa« ist?

Das ist fabelhafte Literatur. Genial! Der Schluß! Die Proletarier haben nichts zu verlieren als ihre Ketten! Das kann man nicht besser sagen. Aber es wäre Unsinn, aus literarischer Begeisterung Kommunist zu werden. Der Grund ist doch der, daß wir beide, meine Frau und ich, unser Leben der Roten Armee verdanken.

Das »Kommunistische Manifest« hat die Welt verändert...

Nein. Man kann mit der Literatur die politische Wirklichkeit nicht verändern. Das ist höchst bedauerlich, aber es ist so. Sie dürfen nicht vergessen, man kann mit guter Literatur niemals Einfluß auf größere Teile des Volkes ausüben. Weil gute Literatur beinahe für das ganze Volk schwer verständlich ist. Wer in Deutschland mit Romanen auf die politische Situation Einfluß ausüben will, muß schlechte Bücher mit einer anständigen Gesinnung schreiben.

Wenn sich aber die deutsche Gegenwartsliteratur der Gegenwartspolitik verweigert – wo bleibt ihre Daseinsberechtigung?

Die besteht darin, daß sie vielen Menschen Freude und Glück bereitet. Schluß. Das ist das Größte, was Literatur machen kann.

Also ist es abwegig, wenn Dichter wie Grass oder Walser in die Mahnmaldiskussion eingegriffen haben?

In einer Demokratie hat jeder das Recht, sich einzumischen. Aber – gehen manche Autoren vielleicht nur deshalb auf die Barrikaden, weil es mit dem Schreiben nicht recht vorankommt? Vielleicht. Unterschiedlich. Individuell.

Sie haben sich aus der Mahnmaldiskussion rausgehalten. Glauben Sie, daß sich die Lage der Juden in Deutschland in den letzten Jahren veränderte? Ignatz Bubis hat ja verkündet, er möchte in diesem Land nicht begraben werden, da seine ganzen Bemühungen umsonst gewesen sind.

Bubis, den ich sehr schätze, hat eine bittere Enttäuschung erlebt. Ich nicht. Und das hat einen einfachen Grund. Bubis hat sich für einen Deutschen gehalten und allmählich gemerkt, daß man ihn für einen Juden und keineswegs für einen Deutschen hält. Ich habe mich nie im Leben für einen Deutschen gehalten. Ich war nie ein Deutscher, ich bin es nicht und werde es nie sein. Diese Enttäuschung also, die Bubis erlebte, kann mir nicht passieren. (...)

Sie leben »weder mit noch gegen« Gott, Sie gehen nie in die Synagoge. Wie definieren Sie Ihr Judentum?

Ich weiß es nicht. Ich kann nur sagen: Mein Vater war ein polnischer Jude, meine Mutter eine deutsche Jüdin. Ich bin Bürger der Bundesrepublik Deutschland. Schluß. Daß manche Eigentümlichkeiten meiner literarisch-kritischen Arbeit mit meinem Judentum zusammenhängen, ist möglich.

Wie?

Sehen Sie, die Juden haben sich jahrtausendlang damit beschäftigt, die Heilige Schrift zu kommentieren. Vielleicht hat meine Kritik etwas mit der jüdischen Tradition der Textinterpretation zu tun. Ich weiß es nicht.

Der Tod – Sie erlebten ihn nur zu oft. Beschäftigen Sie sich mit ihm?

Täglich. Täglich. Ich fürchte die Nichtexistenz. Wenn das Leben weitergeht – und man erfährt nichts mehr, man ist nicht mehr da.

Könnten solche Gedanken nicht dazu führen, daß Sie doch noch zu Gott finden?

Wenn man bald achtzig wird und niemals diesen Weg gesucht hat, sind Hopfen und Malz verloren.

»DER REST IST SCHWEIGEN«

ARD, »ttt – Titel, Thesen, Temperamente«, 15. August 1999

Das Interview führte Wilfried F. Schoeller.

Welche inneren Widerstände hatten Sie beim Schreiben Ihrer Autobiographie zu überwinden?

Angst, im zweifachen Sinne. Angst zunächst, daß ich der Aufgabe literarisch nicht gewachsen bin. Ich weiß, Sie brauchen mir nichts zu sagen. Es haben über ähnliche Erlebnisse viele Leute geschrieben, die nicht schreiben können oder denen Lektoren die Bücher zurechtgemacht haben. Mein Metier ist ein anderes. Und wenn ich es ganz simpel sagen soll: Es fiel mir doch leichter, über Thomas Mann und Kafka als über mich selbst zu schreiben. Das war die eine Angst, daß ich es literarisch nicht schaffe. Die andere: ganz einfach die Angst davor, das alles noch einmal erleben zu müssen, wenn auch nur in Gedanken.

Ein Mensch, zwischen verschiedene Welten gezwungen: 1920 in Polen geboren, Jude, wegen des väterlichen Bankrotts nach Deutschland gekommen, Gymnasium in der Nazizeit, Abitur 1938, der Beste der Klasse in Deutsch. Im gleichen Jahr die Novemberpogrome und die Ausweisung des Achtzehnjährigen nach Polen. Dort ins Warschauer Ghetto gepreßt, ausweglose Drangsal. Was ist das Fazit dieser mörderischen Situation, der Sie ja mit Ihrer Frau denkbar knapp nur entronnen sind?

Ja, ein Fazit: zunächst einmal das Fragezeichen. Ein Fragezeichen, das uns beiden, meiner Frau und mir, keine Ruhe gibt, nämlich die Frage: Warum? Warum haben wir überlebt? Warum haben die Eltern meiner Frau und meine Eltern

und mein Bruder – sie alle haben es nicht überlebt. Wir haben es überlebt. Warum? Es gibt darauf nur eine einzige Antwort: der Zufall! Es war reiner Zufall. Vielleicht hat noch ein Element eine kleine Rolle gespielt: Wir waren die Jüngsten. Jüngere Menschen hatten etwas mehr Chancen zu überleben. Aber die Frage bleibt: Warum?

Sie schildern eine Situation, wo Sie beide schon zum Abtransport laufen, sozusagen schon in der Kolonne sind. Und es kann sich nur, sagen wir mal, um die Möglichkeit von zwei, drei Sekunden gehandelt haben, und Sie entrinnen.

Na ja, wir sind herausgesprungen aus der Reihe, und der Soldat hat hinter uns hergeschossen. Das wissen wir von einer Frau, die mit uns in den Reihen stand, die eine halbe Minute nach uns geflohen ist. Er hat geschossen, er hat uns nicht getroffen, er hat das Gewehr weggeworfen. Und die Frage, ob er uns nicht getroffen hat, weil da an dem Gewehr was kaputt war oder weil er uns gar nicht treffen wollte, wird unbeantwortet bleiben.

Wenn man Ihr Buch liest – das Letzte an Gewalt, an Gemeinheit, an menschlichem Dreck, an schrecklichem Handeln haben Sie verschwiegen.

Ich bin nicht so sicher, ob Sie recht haben. Da gibt es eine Stelle in diesem Buch, die für mich wichtig war: Wir kamen, nachdem die Deportation zunächst abgeschlossen worden war; weil drei Viertel der Bevölkerung des Ghettos schon abtransportiert waren, teilte man uns eine Wohnung zu. Wir wurden rausgeschmissen aus unserer Wohnung, bekamen eine Wohnung vorläufig zugeteilt. Und wir betraten eine Wohnung, in der noch die halbvolle Tasse Kaffee auf dem Tisch stand, neben den Kleidungsstücken der Leute, eines Ehepaares offensichtlich, das da gewohnt hat und das vor acht Stunden, vor

sechs Stunden abtransportiert wurde. Das stand noch alles da. Es atmete noch – die Wohnung – das Leben der Deportierten. Und ich habe da beschrieben, wie ich mir die letzten Stunden dieser Deportierten in Treblinka, in der Gaskammer, vorgestellt habe. Ich hätte schreiben können, wie ich mir die letzten Stunden meiner Eltern vorstellte. Ich zog es vor, die Unbekannten zu schildern.

Februar 1943 gelang die Flucht. Versteckt mit seiner Frau bei Polen, Befreiung durch die Rote Armee, Eintritt in die KP, Diplomat in England, polnischer Geheimdienst, aus der KP ausgeschlossen. Sie sind in die Kommunistische Partei gegangen – ich will jetzt nicht fragen, warum, das liegt ja so nahe, daß man damals Kommunist geworden ist. Ich will fragen: Was verdanken Sie der KP?

Das ist eine ganz leichte Frage: Ich verdanke der KP wohl vor allem das Gefühl – richtig oder schlecht – der Zugehörigkeit zu einer großen Gemeinschaft. Vergessen Sie bitte nicht: Ich war ja immer im Grunde ein einsamer Mensch. Ich hatte Freunde, gewiß, aber ich gehörte ja nirgendwohin: nicht zur jüdischen Gemeinde, deren Mitglied ich nie im Leben war und auch heute nicht bin. Gucken Sie die Schüler an, meine Mitschüler: die gehörten ja alle der Hitlerjugend an, die gingen in die Tanzschule und dergleichen. Das war alles anders bei mir. Ich saß zu Hause und las Thomas Mann. So sah es im Dritten Reich in meiner Schulzeit oft aus. Die KP gab mir das Gefühl der Zugehörigkeit zu einer großen und kämpfenden Gemeinschaft.

1958 die Flucht in die Bundesrepublik. Danach ein beispielloser Aufstieg des Mannes, der von sich sagt: Wer das erlebt hat, bleibt ein Gezeichneteter. Das Buch enthüllt zwei Leben auf der Nadelspitze und bewegt durch seine leisen Töne. Was da so be-

sonders auffällt, ist, daß der streitbare Geist Marcel Reich-Ranicki, der Mann, der keine Polemik gescheut hat, daß der hier sehr zart schreiben kann, geradezu innig und zärtlich, vor allen Dingen über seine Frau. Es ist ja wahrscheinlich doch ein Wunder, daß eine Ehe, die unter der Pression im Warschauer Ghetto geschlossen worden ist, so lange gehalten hat.

Na, ich sag's doch, es ist wie ein Wunder, und ich sag's mit Hofmannsthals Worten: »wie ein Traum«. So war es, so ist es vorläufig. Und mehr kann ich dazu nicht sagen. Was ich sagen wollte, habe ich in diesem Buch gesagt, und der Rest ist Schweigen.

»MEINE HEIMAT IST DIE DEUTSCHE LITERATUR«

»News«, 19. August 1999

Das Interview führten Heinz Sichrovsky
und Dagmar Kaindl.

Sie schreiben, Sie hätten nie Haß empfunden. Wie ist das möglich, nach dem, was Ihnen geschehen ist?

Ich habe das nicht ganz so gesagt. Ich habe nur gesagt, ich hasse und liebe keine Völker, sondern immer Individuen. Das ist etwas anderes. Ich höre es sehr ungern, wenn jemand in der Bundesrepublik sagt, ich liebe die Italiener. Das ist sehr schlecht, denn dieser Mensch, der heute sagt, ich liebe die Italiener, wird morgen vielleicht sagen, ich hasse die Türken. Es ist mir viel angenehmer zu hören, ich liebe die Italienerin Eleonora Canzelli.

Können Sie sich eigentlich als Deutscher fühlen?

Ich war nie ein Deutscher, ich bin es nicht, und ich werde es nicht sein. Ich bin kein Deutscher. Aber ich verwende das Wort »deutsch« hinsichtlich meiner Person oft und gern, doch immer nur als Adjektiv. Das soll heißen: Ich bin ein deutscher Literaturkritiker, ein deutscher Schriftsteller vielleicht. Aber ich bin kein Deutscher.

Sind Sie denn Weltbürger?

Für mich ist das Wort Weltbürger doch zu anspruchsvoll. Ich habe vor vielen Jahrzehnten, darüber befragt, gesagt, ich sei Europäer. Aber heute ist ja jeder ein Europäer, da möchte ich dieses Wort nun doch nicht benutzen. Was ich bin, kann ich Ihnen nur so antworten: Mein Vater war ein polnischer Jude, meine Mutter war eine deutsche, eine preußische Jüdin. Ich

bin ein Bürger der Bundesrepublik Deutschland. Daß ich heimatlos bin, stimmt nicht, aber meine Heimat ist die deutsche Literatur. Punkt. Schluß.

Die deutsche Literatur ist Ihr Hauptwohnsitz?

Ja.

Ihr soeben verstorbener Freund Ignatz Bubis wurde in Tel Aviv bestattet, weil er fürchtete, man werde in Deutschland sein Grab schänden. Ist das nicht entsetzlich?

Ja, es ist entsetzlich, aber es ist auch Zeichen einer späten Einsicht von Bubis. Er hielt sich immer – und betonte das bei jeder Gelegenheit – für einen deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens. Er glaubte, er sei längst in diesem Land hier als Deutscher anerkannt. Das war ein Mißverständnis, das seine späten Jahre in hohem Maße getrübt hat. Er wurde hier von jenen, mit denen er zu tun hatte, oft sehr geschätzt, bisweilen auch bewundert, aber so gut wie niemand hielt ihn für einen Deutschen. Man hielt ihn für einen Juden, über den man vieles, oft sehr viel Gutes zu sagen hatte, der in Frankfurt lebte und in Deutschland tätig war. Bubis beschwerte sich oft in Gesprächen mit mir, daß er selbst von wohlmeinenden Leuten gefragt werde: »Wo verbringen Sie Ihre Ferien, in Ihrer Heimat?« Und damit war immer Israel gemeint.

Als Sie seinerzeit auf dem »Spiegel«-Cover ein Buch von Gün-ter Grass zerrissen, sagte man Ihnen eine Gesinnung wie die der Bücherverbrenner nach.

Alles hat zu tun damit, daß ich in einem wichtigen Augenblick meines Lebens meinen Urlaub in Österreich verbracht habe, in Altaussee. Dort habe ich den Artikel über das Buch »Ein weites Feld« geschrieben. Nun pflegt der »Spiegel« den Text eines Artikels von mir sehr genau mit mir abzusprechen, wenn irgendwas denen fragwürdig scheint, wenn ein Datum nicht ganz

richtig ist oder ähnliches. Aber die Bebilderung machen sie mehr oder weniger, wie sie wollen. Der Umschlag des Heftes mit meiner Kritik war nicht mit mir vereinbart, und natürlich war es eine Fotomontage. Jeder von unserem Fach weiß, daß es geradezu unmöglich ist, ein großes, dickes Buch auseinanderzureißen. Ich bin doch kein Kraftmensch aus dem Zirkus! Die meisten Leser des »Spiegels« haben gar nicht gemerkt, daß es eine Fotomontage war, und haben überdies geglaubt, daß das ein von mir gewünschtes Bild ist. Daß ich je für die Vernichtung von Büchern war oder bin, ist natürlich barer Unfug.

Der Kritikerberuf ist oft mit Verletzen, auch dem Verlust von Freundschaften verbunden.

Sie sagen, der Beruf des Kritikers sei damit verbunden, daß man Menschen verletzt. Ich kann Ihnen darauf antworten: ja-wohl. Der Beruf des Chirurgen ebenfalls. Sie sind dennoch nötig. Die Kritiker und die Chirurgen.

Gibt es eine naturgegebene Feindschaft zwischen Kritiker und Autor?

Na ja, Feindschaft ist übertrieben, aber mir hat einmal Alexander Kluge gesagt: »Man wird von Ihnen gelobt, kriegt eine freundliche Kritik, aber man kann sich auf Sie nicht verlassen. Denn man ist nicht sicher, wie das nächste Buch beurteilt wird.« Und das ist richtig. Es gibt kein Abonnement für lobende Kritiken und auch nicht für Verrisse bei mir. Der Kritiker urteilt von Fall zu Fall und daher naturgemäß sehr unterschiedlich. (...)

Haben Sie Angst vor einem politischen Rechtsruck?

Diese Angst habe ich immer, und die werde ich bis zum Ende meines Lebens haben. Warum? Weil ich das Dritte Reich schon erlebt habe, weil ich gesehen habe, wie sich das Volk in jenen Jahren verhalten hat.